



MEIN WOLFGANG  
SCHMALE  
EUROPA

*Reisetagebücher  
eines Historikers*

**böhlau**

Wolfgang Schmale

# **Mein Europa**

Reisetagebücher eines Historikers



2013

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Gedruckt mit Unterstützung durch die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät  
der Universität Wien und das Kulturamt der Stadt Wien – MA 7



universität  
wien

WIEN  
KULTUR

Redaktionelle Notiz: Die hier veröffentlichten Texte entstanden zwischen 2008 und 2013. Sie beruhen auf Notizen und Tagebucheinträgen vor Ort sowie auf anschließenden Vertiefungen und Überprüfungen, die in Wien erfolgten. Alle Fotos stammen vom Autor. Meiner Frau Katrin Keller danke ich für das Dolmetschen und Übersetzen des Russischen. Birgit Nagy-Glaser danke ich für die Unterstützung bei der Beschaffung von Literatur, Johannes van Ooyen und Bettina Waringer vom Böhlau Verlag danke ich für die sehr erfreuliche Zusammenarbeit.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Raub der Europa. Pompeijanische Wandmalerei (Foto: akg-images)

© 2013 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar  
Wiesingerstraße 1, 1010 Wien, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)  
Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des  
Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Umschlaggestaltung: Peter Frommann  
Satz: synpannier. Gestaltung & Wissenschaftskommunikation, Bielefeld  
Druck und Bindung: UAB Balto print  
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier

ISBN 978-3-205-79474-5

# Inhalt

<b>Prolog</b>	7
<b>West-östlicher Divan</b>	19
Usbekistan – Bindeglied zwischen Europa und Asien	
<b>Der Ort, wo viele Pfirsichbäume wachsen</b>	45
Armenien – selbstverständlicher Teil der christlich-muslimisch-jüdischen Welt	
<b>Ursprünge</b>	73
Jerusalem – besonderer Ort Europas	
<b>Steinbruch der Erinnerung</b>	101
Athen – Ort vieler Ursprünge Europas	
<b>Dorische Säulen</b>	113
Serbien – ohne Wenn und Aber europäisch	
<b>Die Mitte</b>	139
Europa zwischen Berlin und Wien	
<b>David und Herkules</b>	159
Toskana – Bilderbuch der europäischen Geschichte	
<b>Christianisierung und Revolution</b>	169
Burgund – steingewordenes europäisches Bewusstsein	
<b>Je ne crois qu'à la civilisation française</b>	181
Paris – Erinnerungsort europäischer Männlichkeit	

<b>Quodlibet der Geschichte</b>	195
Dänemark – Land europäischer Vernetzungen	
<b>Je me souviens</b>	207
Die Europäische Union grenzt an Kanada	
<b>Europas südlicher Limes</b>	227
Marokko – Mischung vieler Ursprünge	
<b>Epilog</b>	249
<b>Anmerkungen</b>	265

**Je me souviens**

Die Europäische Union grenzt an Kanada

DIE EUROPÄISCHE UNION GRENZT DIREKT AN KANADA: Die am Eingang des St.-Lorenz-Golfes liegenden Inseln St. Pierre und Miquelon gehören zum EU-Mitglied Frankreich, gezahlt wird mit dem Euro. Sie sind alles, was 1763 im Frieden von Paris, der den Siebenjährigen Krieg beendete, soweit er zwischen Frankreich und Großbritannien in Nordamerika ausgetragen wurde, Frankreich belassen worden war. Von der riesigen, wenn auch nie herrschaftlich wirklich durchdrungenen französischen Kolonie, die von Labrador und Hudson Bay im Norden bis zur Mündung des Mississippi im Süden und der französischen Gründung Nouvelle-Orléans (New Orleans) gereicht hatte, war praktisch nichts mehr übrig. Ausgenommen eine Region, die in dem Jahrhundert zwischen 1663, als sich Ludwig XIV. ernsthaft für den Aufbau eines Kolonialreiches in Nordamerika interessierte und dies mit verschiedenen Mitteln förderte, und dem Friedensvertrag von 1763 so nachhaltig französisch geprägt wurde, dass sie es bis heute geblieben ist: Die Region von Montréal über Québec bis zur Gaspésie.<sup>163</sup> Kern der Region war von Anfang an der St.-Lorenz-Strom gewesen. Besiedlung, Beherrschung und französische Zivilisation reichten nie weit ins Landesinnere, sondern beschränkten sich auf mehr oder weniger kilometerbreite Streifen längs der Ufer sowie auf den Oberlauf des Flusses zwischen den beiden Städten. Immer wieder taucht die Frage einer Abtrennung von Kanada und der Etablierung eines souveränen Staates auf.

Die unmittelbare Grenznachbarschaft von EU und Kanada führt auf eine Reihe ähnlicher Denkwürdigkeiten in der ganzen Welt – historische, aber nicht völlig belanglose Überbleibsel. Argentinien und Großbritannien führten in den 1980ern nochmals Krieg um ein solches Überbleibsel, die Malvinas bzw. Falklandinseln. Die EU besitzt, erneut dank Frankreich, einen über 80.000 km<sup>2</sup> ausgedehnten Außenposten



auf dem südamerikanischen Kontinent, Französisch Guyana, von wo aus die europäischen Raketen Satelliten ins Weltall transportierten. Dank Spanien gibt es kleine Zehen an der marokkanisch-nordafrikanischen Küste: Ceuta und Melilla, die vor allem als Orte von Flüchtlingsdramen bekannt sind.

Zwar befindet man sich in vielen Teilen der Welt aufgrund des Kolonialismus immer irgendwie auf europäischen Spuren oder metaphorisch im „Westen“, zu dem auch Australien und Neuseeland gezählt werden, der deshalb „Westen“ heißt, weil er bis in die Gegenwart die Prägung durch die englische Variante von Europäizität behalten hat, aber die französische Variante von Europäizität in Québec scheint tiefgreifender als die englische oder z. B. die russische, die wir in Usbekistan und Armenien erkundet haben, und damit lebendiger und sichtbarer zu sein.

Eine Sitzung (im August 2012 in Montréal) des Executive Committee der International Society for Eighteenth-Century Studies, dem ich seit 2011 angehöre, war Anlass, dieses „französische Kanada“ besser kennenzulernen. Weiter im Westen, z. B. in British Columbia, habe ich sogar Verwandte. Ein Bruder meiner Mutter war kurz vor der Machtergreifung Hitlers nach Kanada ausgewandert, hatte dort Arbeit gefunden, dann eine Engländerin geheiratet und eine Familie gegründet. Erst Jahrzehnte später kam er wieder einmal nach Deutschland auf Besuch, um seine vier Schwestern (der andere Bruder war bereits verstorben) wiederzusehen und deren Familien kennenzulernen. Während mein Onkel zeit seines Lebens spürbar der Einwanderer blieb, der er war, stand sein Sohn (mein Cousin) schon ganz für den amerikanischen Kanadier. Kanada spielte daher in den Familienerzählungen von klein auf eine Rolle, es nimmt in den Kindheitserinnerungen den Platz des geheimnisvollen fast mythisch Fernen ein.

Es ging immer nur um das englischsprachige Kanada, nie um jenen Teil mit der französischen Vorgeschichte. Dieser wurde mir eher abrupt vor Augen gehalten, als ich Ende der 1970er-Jahre einmal in Tirol zwei Anhalterinnen mitnahm, die sich als Französisch-Kanadierinnen herausstellten. Das herauszufinden war nicht so einfach, denn sie sprachen jenes für einen Europäer, der Französisch in Europa gelernt hat, schwer

verständliche Französisch, das von einem Teil der französischsprachigen Bevölkerung in Québec gesprochen wird. Eigentlich sprach ich gut Französisch und befand mich schon im Studium – Französisch war mein zweites Fach –, aber diese Unterhaltung oder besser: dieser Versuch sich zu unterhalten, war etwas frustrierend, außer dass wir drei über uns lachten, da wir eigentlich dieselbe Sprache sprachen und uns doch nicht verstanden. Im Nachhinein denke ich, aufgrund des Akzentes, dass die Anhalterinnen aus der Gaspésie gekommen sein müssen.

Dies war meine erste Begegnung mit diesem französischen Kanada, die mir als amüsant-skurril in Erinnerung geblieben ist.

Müheles erhebt sich Ende August 2012 der Riesenvogel A 380, der uns von Paris nach Montréal bringt, in die Lüfte, leise und ruhig fliegt er in bis zu 12.000 m Höhe über England, Irland, südlich von Island und Grönland, dann von Norden über Labrador und später längs des St.-Lorenz-Stromes zum Ziel. Von oben eröffnet sich ein hervorragender Blick auf Montréal. Der Gegensatz zu frühneuzeitlichen Ankömmlingen könnte größer nicht sein. Keine wochenlange oder, bei ungünstigen Wetterbedingungen, monatelange Seefahrt, keine Unbequemlichkeiten bei der Ankunft, keine harten Lebensbedingungen.

Unser Quartier liegt im Ostteil der Stadt, ein kleines B & B in der 10<sup>e</sup> avenue. Das Haus ist hundert Jahre alt, für nordamerikanische Verhältnisse daher wert, dies zu verzeichnen, eine kleine Treppe führt ins Erdgeschoss, eine geschwungene von außen in den ersten Stock. Bunte Scheiben, Holz am und im Haus, Säulchen und ruhige Farben lassen den Gast sich sofort wohlfühlen. Die meisten B & Bs, in denen wir übernachteten, waren ähnlich stimmungsvoll. Mehrmals ergaben sich morgens am gemeinsamen Frühstückstisch aller Gäste lustige ‚historische‘ Konstellationen: Einmal saßen sich ausschließlich Vertreter der ehemals vehement konkurrierenden Mächte Österreich und Frankreich gegenüber – vier Österreicher und sechs Franzosen; ein andermal waren es ausschließlich vier Österreicher und zwei Belgier (Belgien entspricht weitgehend den ehemaligen österreichischen Niederlanden des 18. Jahrhunderts) aus – Waterloo.

Montréal versteckt seine US-amerikanischen Einflüsse nicht und im Gegensatz zum übrigen Québec versteht sich Zweisprachigkeit fraglos. Obwohl die Skyline von Downtown auf den ersten Blick die amerikanischen Städte evoziert, gehört sie eher dem europäischen Typ an, denn die Hochhäuser sind zwar hoch, aber stellen keine Wolkenkratzer dar, älteren und niederen Häusern wird das Überleben ermöglicht, das Gefühl, durch Schluchten zu wandeln, stellt sich nicht ein. Die Stadt und ihre Menschen wirken gelassen und rücksichtsvoll. Im Vieux Montréal schiebt sich der Europabezug, das Wurzeln in Europa, sichtbar in den Vordergrund, aber weder hier, noch in der Stadt Québec, noch anderswo handelt es sich um plakative Kopien oder Verpflanzungen, sondern um einen eigenen Stil, der sich vom englisch-nordamerikanischen dezidiert und vom europäischen Stil in vielen Details unterscheidet. Das erzeugt einen fruchtbaren Reiz, der die ganze Reise über bestehen bleibt. Kirchenkuppeln und hochragende spitze Glockentürme, die wie in Europa Ortsbilder zu prägen vermögen, sind für die Provinz überall charakteristisch. Die meisten Kirchen stammen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einige aus dem 19., gelegentlich finden sich auch frühneuzeitliche Gebäudeteile oder, wie in Tadoussac, eine ganze Kapelle aus dem 18. Jahrhundert. Neogotik, Neoromanik herrschen vor, in der Regel auf hohem handwerklichen und künstlerischen Niveau, zum Teil mit künstlerischen Anleihen an der Moderne wie in der gewaltigen Wallfahrtskirche Sainte Anne de Beauré nördlich von Québec.

Die Kathedrale von Montréal wurde nach einem Brand von 1852 zwischen 1870 und 1894 als Kopie des Petersdoms – in etwa halb so groß wie das römische Vorbild – neu gebaut. Nachbauten einzelner Glieder und Teile des Petersdoms sind in der Provinz häufig. Nicht nur im religiösen Bereich trifft man regelmäßig auf Brücken nach Europa. Im Musée des Beaux Arts von Montréal hängt ein Gemälde des im 19. Jahrhundert sehr angesehenen Malers Franz Xaver Winterhalter (1805–1873), dessen Motiv – „Junge Frau aus den Sabinerbergen“, 1832–36 – Ferdinand Gregorovius und seine Wanderjahre in Italien evoziert. Gregorovius, der mit Worten malte wie ein Maler mit dem Pinsel, geht auf Bildmotive wie die Sabinerin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein.<sup>164</sup> In

einem anderen Ausstellungsraum steht eine der sieben Ausfertigungen von Jacques Lipchitz' (eigentlich Chaim Jakoff Lipschitz, 1891–1973) „Raub der Europa“ von 1938. Lipchitz griff dasselbe Motiv nochmals 1941 auf, variierte es jedoch in eine Europa, die den Stier Hitler erstickt.<sup>165</sup>

Ganz andere bezeichnende Europabezüge findet man in den Weinkarten ganz normaler Restaurants, z. B. einen Grünen Veltliner aus Österreich aus ökologischem Anbau. Das größte und visuell präsenteste Gewicht im Kontext der Europabezüge fällt jedoch der katholischen Kirche zu. Diese spielte vom Beginn der Kolonie an in Gestalt mehrerer Orden, dann in Gestalt ihrer Bischöfe eine bestimmende Rolle und konnte diese außerdem im 19. und 20. Jahrhundert bis in die 1950er- und 1960er-Jahre noch steigern. Das Bewusstsein der Eigenständigkeit im Québec und die Rolle der Kirche hingen lange Zeit eng zusammen, bevor die Politik ab den 1970er-Jahren zur Trägerin dieses quasi-nationalen Bewusstseins wurde.

François de Laval gründete 1663 in der Stadt Québec das erste Priesterseminar Neufrankreichs, 1674 wurde er der erste Bischof dieser Kolonie. Der riesige Gebäudekomplex am Hang, der Unter- und Oberstadt miteinander verbindet, beherbergt heute unter anderem das Musée de l'Amérique française wie auch universitäre Einrichtungen. Besonderer Beachtung bedarf die Sammlung Hunderter von Reliquien, die u. a. vom hl. Antonius von Padua, von Franz von Sales und vielen weiteren bekannten Heiligen stammen (sollen): Ihre Versammlung aus der alten in die neue Welt charakterisiert das Bemühen, Anschluss an die Heilsgeschichte zu finden – so wie das mittelalterliche Europa die Topografie mit Klöstern, Kirchen, Nachbauten der Jerusalemer Grabeskirche, Reliquien, möglichst aus dem Heiligen Land, und anderem mehr anfüllte, um Teil der Heilsgeschichte zu sein, die ihren Ausgang nicht in Europa, im Occidens, sondern im Oriens genommen hatte. In diese Strategie fügt sich natürlich der Montréalischer Nachbau des Petersdoms ein oder die Imitation des Hochaltars der Peterskirche.

Mit der Wallfahrtskirche von Sainte Anne de Beaupré wird das Hohe Lied dieser heilsgeschichtlichen Anbindung an die alte Welt gesungen. Die erste Kirche wurde 1658 gebaut, diese und mehrere Nachfolgebauten

brannten ab und wurden wieder aufgebaut. 1661 wurde eine vergoldete Schnitzfigur der hl. Anna aus Frankreich nach Beaupré verbracht, 1670 ließ Bischof Laval Reliquien der hl. Anna in die Kirche bringen. 1960 stiftete Papst Johannes XXIII. eine weitere Anna-Reliquie, einen Knochen ihres Unterarmes. Papst Pius IX. erkor 1876 St. Anna zur Patronin der Provinz Québec, Leo XIII. erhob die Kirche 1887 zur Basilica minor, Johannes Paul II. ließ den an der Kirche tätigen Redemptoristen Alfred Pampalon (1867–1896) zum *venerabilis* erklären, eine Vorstufe der Seligsprechung. Die Kontinuität päpstlicher Aufmerksamkeit für diesen Ort spricht für sich.

Der heutige Bau wurde im Wesentlichen 1934 fertig gestellt. Der eine der Architekten kam aus Paris – Maxime Roisin –, der andere, Louis-Napoléon, aus Sherbrooke, Québec. Beteiligt waren außer einheimischen auch belgische Künstler sowie der Südtiroler Kunstschnitzer Franz Moroder, der die Marienfigur für den Altar in der Unterkirche beisteuerte. Einige Teile wie Fassadenskulpturen wurden erst nach dem Zweiten Weltkrieg vollendet oder hinzugefügt, manche Wandbilder in der Unterkirche stammen aus dem 21. Jahrhundert: Rund 1,5 Millionen Besucher/innen bzw. Pilger/innen werden jährlich gezählt.

Die fünfschiffige Basilika wurde im neoromanischen Stil gebaut, einiges wie die sehr schlanken Türme lässt hingegen die Gotik anklingen. Bei genauerer Betrachtung der, unabhängig jeder Geschmacksfrage, durchweg hochwertigen künstlerischen Ausstattung der Wallfahrtskirche offenbaren sich die Anspielungen auf verschiedenste europäische Stile und Künstler. Byzantinisierende Mosaiken, Anleihen bei El Greco, Anleihen beim Münchener Stil der 1920er-Jahre; die der Unbefleckten Empfängnis geweihte Unterkirche zeigt eine in Carrara-Marmor ausgeführte Kopie von Michelangelos „Pietà“. Trotz der Nutzung historischer Stile sind die Kunstwerke im Design auch ihrer Entstehungszeit treu; sie wirken nicht imitiert, sondern authentisch.

Nahe bei der Kirche befindet sich ein Rundbau mit einem Rundgemälde des Pariser Spezialisten für Panoramen, Paul Philippoteaux, das Jerusalem und die Kreuzigung Christi zeigt. Letztere ist End- und Höhepunkt des Gemäldes, das sich über stattliche 1,540 m<sup>2</sup> entfaltet.

Es wurde zwischen 1878 und 1882 in München hergestellt und 1895 in Sainte Anne de Beaupré für das Publikum geöffnet. Äußerlich greift der Bau Stilelemente einer Synagoge auf. Wie sich gezeigt hat, ist die Vergegenwärtigung von Jerusalem für Europa schon frühzeitig von hoher Bedeutung gewesen; daran knüpft dieses Zyklorama an. Ein ähnliches („Kreuzigung Christi“) findet sich im Bayerischen Altötting, das der auf christlich-religiöse Bilder spezialisierte Maler Gebhard Fugel (1863–1939) in den Jahren 1902–1903 anfertigte.<sup>166</sup>

Die Versuche, an christliche Ursprünge anzuknüpfen, sind nichts im Vergleich zu den tatsächlichen Ursprüngen, auf die man in Miguasha auf der Halbinsel Gaspésie trifft. Diese erreicht man entweder über Land ausgehend von Québec am Südufer des St. Lorenz entlang, oder man setzt weiter im Norden am Nordufer mit einer der Fähren über wie etwa von Forestville nach Rimouski, wo der Strom schon gut 60 km breit ist.

In Miguasha werden einzigartige Fossilien aus dem Devon (417–354 Millionen Jahre) gesammelt. Nicht nur Zahl und Erhaltungszustand der Fossilien von Miguasha sind einzigartig, sondern auch der Umstand, dass teilweise der Mageninhalt und Nervenstränge mit versteinert wurden. Da tote Fische teilweise offenbar innerhalb kürzester Zeit von Sedimenten zugedeckt wurden, sind heute dreidimensionale Fossilien zu besichtigen. Sie stammen aus einer Zeit, wo der spätere amerikanische und europäische Kontinent zusammenhingen und Euramerika bildeten. Im beginnenden Kambrium (600–530 Millionen Jahre) war das spätere Europa noch auf verschiedene Kontinente aufgeteilt (auf Baltica, Laurentia, Avalonia und Gondwana). ‚Deutschland‘ befand sich in Gondwana, das Gebiet von den Ardennen bis Südirland in Avalonia usw. Die Kontinente bewegten sich danach bis ins Devon aufeinander zu, bevor sie wieder auseinandertriften; vor ca. 18 Millionen Jahren war dieser Prozess wesentlich fortgeschritten, aber, wie im Kapitel über Dänemark schon kurz skizziert, gab es auch da noch Landmassen, die nicht wie heute durch Wasser voneinander getrennt waren.<sup>167</sup>

Von all dem ahnten die frühneuzeitlichen Europäer nichts, als sie begannen, sich mit dem ‚neuen‘ Kontinent auseinanderzusetzen.

Baskische, bretonische und weitere Fischer mit ihren Schiffen gelangten sicher zu Beginn des 16. Jahrhunderts, vielleicht aber schon vor der Jahrhundertwende in den St.-Lorenz-Golf und in den Strom, wo der Fischreichtum fantastisch war. Diese Fischer kolonisierten allerdings nicht; weder hatten sie selber Interesse daran, noch besaßen sie einen entsprechenden königlichen Auftrag. Sie errichteten an verschiedenen Stellen an Land bzw. auf den Inseln Stützpunkte während der Fangzeit und benutzten diese unter Umständen im darauffolgenden Jahr erneut. 1534 unternahm Jacques Cartier, der seit einigen Jahrzehnten wie ein Gründervater Französischkanadas verehrt wird, eine erste Erkundungsreise im Auftrag des französischen Königs Franz I. mit dem Ausgangshafen Saint-Malo. Schon nach 20 Tagen erreichte er Terre-Neuve (Neufundland), das er von einer früheren Seefahrt her bereits kannte. Zwischen Mai und August 1534 erkundete er verschiedene der Inseln im Golf, die noch nicht alle als Inseln identifiziert worden waren, man hielt sie für mit dem Festland verbundene Halbinseln. Cartier war ein eifriger Namensgeber; so taufte er die immer noch so bezeichnete Baie des Chaleurs; in Bezug auf den St. Lorenz hielt er sich allerdings an den autochthonen Namen „Kanadafluss“. Ein Großteil der Orts- und topografischen Namen, die natürlich nur zum Teil von Cartier stammen, verweist auf christliche Heilige. Diese Heiligung des Bodens durch diese Namen übertrifft das, was Europa zu bieten hat, sehr eindeutig.

Anschließend segelte Cartier in die Bucht von Gaspé und errichtete dort unter den misstrauischen Blicken der Indianer am 24. Juli 1534 ein „dreißig Fuß“ hohes Kreuz mit der Inschrift „Vive le Roy de France“.<sup>168</sup> An dieser Stelle befindet sich nun ein Museum, ein Nachbau des Kreuzes und ein aus sechs Bronzestelen bestehendes Denkmal, über dessen künstlerische Qualität man ebenso streiten kann wie über seine inhaltlichen Aussagen. Am selben Tag kam es zu einer weiteren Begegnung zwischen Cartier und dem Häuptling Donnacona auf dem Segelschiff; zwei Indianer blieben auf dem Schiff zurück – Cartier behauptet: freiwillig – und wurden nach französischer Mode mit einer Art Livrée eingekleidet. In den folgenden Jahrzehnten reisten immer wieder Indianer mit nach Frankreich, lernten die Sprache und berichteten im Folgejahr

nach ihrer Rückkehr von ihrem Aufenthalt. Manche blieben in Frankreich, manche starben dort. Gewaltsame Konflikte mit den Indianern im Gebiet des St. Lorenz und auf der Ostseite der Gaspésie blieben nicht aus, allerdings verliefen diese limitiert. Ein Voneinander-Lernen stand im Vordergrund, solange nicht ernsthaft an die Gründung einer dauerhaften Kolonie gedacht wurde. Cartier hängte an seinen Bericht von der zweiten Reise (1535/36) ein kleines französisch-indianisches Vokabular an. Zunächst die Zahlen von 1 bis 10, dann die Körperteilbezeichnungen, Namen einiger Kleidungsstücke, Namen der üblichen Nahrungsmittel und alltäglicher Gebrauchsgegenstände, alltägliche Kurzsätze und Floskeln, oft gebrauchte Fragen, Natur und Wetter, Verwandtschaftsbezeichnungen; am Schluss werden einige Ortsnamen aufgezählt, die unter der Herrschaft von Donnacona stehen.<sup>169</sup> Obwohl Cartier das Thema Gold und Edelsteine anspricht – pflichtgemäß, so macht es den Eindruck – und obwohl er glaubte solches gefunden zu haben, lenkte er mehr Augenmerk auf den natürlichen Reichtum an Nahrungsmitteln und starken Bäumen, die für Schiffsmasten geeignet erschienen. Im Grunde seines Herzens war er ein seefahrender Landwirt, denn er wusste sehr gut, dass man von Gold und Edelsteinen nicht würde leben können.

1703 veröffentlichte der Baron de Lahontan seine „Dialogues avec un Sauvage“.<sup>170</sup> Die Figur des „Wilden“ mag ein lebendes Vorbild besessen haben, den Häuptling Kondiaronk, der einen den Irokesen entkommenen Huronenstamm anführte. Wie auch immer, Lahontan hatte rund zehn Jahre in Nordamerika und Kanada zugebracht. Seine Dialoge können, je nachdem, wie man sie liest, als eine der größten Respektsbekundungen gegenüber der Lebensphilosophie und der Kultur kanadischer Indianer gelten. Einer seiner Vorgänger, Samuel de Champlain, hatte 1603 eine Schrift unter dem Titel „Des Sauvages“ veröffentlicht,<sup>171</sup> in der er wesentlich überheblicher aus europäischer Perspektive auf die „wilden Indianer“ geschaut hatte, aber weder Cartier noch Champlain und noch weniger Lahontan konnten sich der Einsicht in das gute Funktionieren der beobachteten indianischen Kultur(en) entziehen. Ohne die kulturellen Transfers bezüglich der Überlebenstechniken hätten sich die Europäer nicht halten können.



Nicht weit von der Stelle, an der Cartier das Kreuz aufrichtete, enden am Kap Gaspé die Appalachen nach rund 4.500 km durch den Osten des nordamerikanischen Kontinents. Über den Boreal-Wäldern ziehen Falken ihre Kreise, Krähen und Raben bevölkern zusammen mit Stachelschweinen, Streifen- und Eichhörnchen und vielen anderen Kleintieren nebst Bären den Wald. Robben, Basstöpel und Möwen finden in Ufernähe reichlich Futter. Der Wald wird nicht mehr bewirtschaftet, sondern sich selbst überlassen, aber im Vergleich zum Baumbestand, den Cartier beschrieb, macht er nach der zwischenzeitlich intensiven Holzwirtschaft keinen großen Eindruck. Das Kap ist eines von vielen „Enden der Welt“, ein „*finis terrae*“, jedenfalls soll das aus der indianischen Sprache stammende Gaspé dies bedeuten. Einmal frühstückten wir mit französischen Reisenden, die aus dem Département Finistère (= *finis terrae*) stammten und nun dieses kanadische *finis terrae* besuchten!

Im Küstenbereich, hier am Kap Gaspé, oder weiter südlich auf der Île Bonaventure, künden die gehegten und gepflegten ehemaligen Fischerdörfer von einer kargen Zeit. Immer wieder trifft man beim Wandern auf die Friedhöfe der Fischer, die Grabsteine werden erhalten und der Rasen regelmäßig geschnitten. Viele starben sehr jung, manche achtzigjährig, wenige neunzigjährig. Nach fünf Jahrhunderten der Kabeljaufischerei ist der Bestand weitgehend abgefischt, es reicht gerade noch für die Lokalversorgung und für die Restaurants und ihr Angebot an traditionellen Kabeljaugerichten. Die Zeiten, in denen die europäischen nicht sesshaften Fischer und Erkunder wie Cartier nicht nur vom Fischreichtum überwältigt waren, wo sich in der Mündung des Saguenay in den St. Lorenz an dessen Nordufer nicht nur fünfhundert, sondern wohl Tausende von Walen tummelten, und wo, was fast unglaublich klingt, wenn es nicht erwiesen worden wäre, Pinguine lebten (der letzte wurde 1844 vermeldet<sup>172</sup>), sind vorbei – vorbei. Hingegen: An Hummern, Muscheln sowie Lachs mangelt es nicht, noch nicht. Deswegen ungeachtet tauchen die Basstöpel wie eh und je im kurzen Sturzflug ins Wasser, um einen Fisch zwischen die Schnäbel zu bekommen. Zuerst taucht einer ein, dann folgen ganz schnell wie Einschüsse zwei,

drei weitere an derselben Stelle, während etwas weiter draußen 20 bis 30 Basstöpel in Keilformation übers Wasser fliegen.

Das Landesinnere der Gaspésie ist kaum besiedelt. Die Besiedelung zieht sich im Wesentlichen an der Küstenstraße rund um die Halbinsel. An den Bach- und Flussmündungen am Meer haben sich die Ortschaften gebildet, aber über weite Strecken stehen rechts und links der Straße Einzelhäuser. Für die Häuser werden außer Weiß oftmals bunte Farben gewählt, verschiedene Schattierungen von Blau, Grün, Rot, Gelb, manchmal Lila oder Rosa. Wenn die Wände weiß sind, ist das Dach vielleicht intensiv blau, rot oder grün. Die meisten Häuser haben eine Galerie (Veranda), mindestens an der Frontseite, teils aber auch an drei Seiten oder ganz rundlaufend. Mindestens ein Raum besitzt sehr große Fenster zum Blicken. Darauf wird selbst bei einfachsten Häusern Wert gelegt. Viele sind auf die eine oder andere Weise verziert und mit selbst hergestellten oder erworbenen Kunstwerken außen und innen geschmückt. Viele Maler/innen, Töpfer/innen und Bildhauer/innen arbeiten in der Gaspésie und werden von den Einheimischen wertgeschätzt.

Steinhäuser sind selten; entweder handelt es sich um historische Bauten wie die Alte Mühle in Sainte-Luce oder Kirchen. Neuere Verwaltungsgebäude, Einkaufszentren und ähnliches sind natürlich in Beton, Stahl und Glas in die Landschaft gesetzt worden. Die Konstruktionsweise der Privathäuser hat sich in den letzten 200 Jahren nicht grundlegend geändert: Ein Holzgerippe, das früher mit Planken, heute mit Pressholzplatten beschlagen wird; die Hohlräume werden mit isolierenden Materialien gefüllt. Die windabweisende Folie gab es früher freilich nicht, stattdessen wurde teilweise Zeitungspapier genommen, was kaum denselben Effekt gehabt haben dürfte. Außen werden (überraschend dünne) Holzschindeln, Holzvertäfelungen, oft Imitate aus Kunststoff oder Anderes aufgebracht. Häuser im sogenannten akademischen Stil weisen über dem Eingang einen Spitzgiebel mit Fenster auf. Die Häuser reichen von winzig bis sehr groß, gelegentliche Kitschanlagen von großer Konsequenz nicht ausgeschlossen. Da Platz vorhanden ist, gibt es das Grundstück und Haus am Meer ebenso für den kleinen Geldbeutel.

Die Buntheit der Häuser evoziert Island oder andere Nordregionen. Sie kündeten von der Übergangszone bis zum Polarkreis, in der Menschen leben können, aber vielleicht nicht müssten – vor allem in Bezug auf Europäer. Was trieb die Wikinger, die karge und teilweise extrem wüste Insel Island bewohnen zu wollen? Die Wüste Sprengisandur ist so wüst, lebensfeindlich und unbelebt, wie nur eine Wüste sein kann. Was trieb die Franzosen und andere Europäer dazu an, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Gaspésie, Terre-Neuve und so weiter besiedeln zu müssen? Von Besiedelungsdichte konnte und kann nicht gesprochen werden, weil sich die Regionen dafür nicht eignen. Und natürlich ist diese Region sehr viel besser für Menschen geeignet als das nördlichere Island. Nun ja, die Portugiesen besiedelten ja auch die Kap Verden, auf denen vor ihnen keine Menschen lebten. Europäer scheinen keine Leere vertragen zu haben.

Auf der Gaspésie sind die Winter vergleichsweise kalt und schneereich, im Sommer gibt sich die Vegetation vergleichsweise üppig, aber schon ab 300 m Seehöhe wachsen die Bäume sichtbar weniger hoch, bei ca. 1.000 m Seehöhe liegt die Baumgrenze und die Landschaft wird schnell karg bis wüst. Und insgesamt: Der größte Teil des heutigen Québec war kein Land, das zum Bleiben einlud. Die autochthone Bevölkerung, verschiedene amerindianische Gruppen, waren Nomaden oder Halbnomaden, auch wenn sie je nach Jahreszeit für einen gewissen Zeitraum immer in dieselben Regionen zogen. Vom Ende des 15. Jahrhunderts bis ins 17. Jahrhundert verhielten sich die europäischen Fischer, die in die Baie des Chaleurs, in den Golf des St. Lorenz oder in den Fluss selber zum Fischen kamen, ähnlich. Von Mai bis September hielten sie sich in den Gebieten auf, errichteten an bestimmten Stellen an Land ihre Vorrichtungen, die sie für das Trocknen des Kabeljaus oder die Verarbeitung des Walfetts zu Öl benötigten, aber sie wurden nicht sesshaft. Immerhin dürften im 17. Jahrhundert phasenweise bis zu 6.000 europäische Fischer mit ihren Schiffen, Barken und Gerätschaften in dem freilich sehr großen Gebiet präsent gewesen sein. Mit Urs Bitterli<sup>173</sup> kann von einer längeren Phase des Kulturaustauschs zwischen einheimischen Amerindianern und Europäern gesprochen werden, ohne zu behaupten, dass dies konfliktfrei vonstattengegangen sei.

Mit dem Aufkreuzen der Briten brutalisierten sich die Verhältnisse. Seit dem 17. Jahrhundert seckierten sie die französische Kolonie vor allem durch Angriffe mit ihren Kriegsschiffen. Nachhaltig beeinträchtigen konnten sie die Entwicklung der Kolonie nicht, erst nach den Siegen im Siebenjährigen Krieg und der Übernahme der Kolonie änderte sich dies. Die völlig sinnlosen und auf eine britische Paranoia zurückzuführenden Deportationen und Vertreibungen von Siedlern unterschiedlicher Herkunft aus Arkadien 1755 führten zu einem spürbaren Bevölkerungszuwachs in der Gaspésie, der an der Ostküste der Baie des Chaleurs mehr englische Akzente mit sich brachte. Englische Loyalisten aus den neu gegründeten USA migrierten ebenso in die nunmehr britische Kolonie. Dieser Geschichte wird in einem eigenen Museum in Bonaventure gedacht, sie ist seit einiger Zeit im öffentlichen Memorialdiskurs sehr präsent. In den 1760er-Jahren gelangten erstmals Fischereiunternehmen speziell von der Insel Jersey in die Wasserregionen rund um die Gaspésie; diese sollten für längere Zeit die Kabeljaufischerei dominieren und industrialisieren. Geblieben sind nur historische Spuren und so stark reduzierte Fischbestände, dass dies unumkehrbar scheint.

Konsolidierte Strukturen – Gesellschaft, Verwaltung, Justiz, Kirchen – gab es in der Gaspésie erst im Lauf des 19. Jahrhunderts. Die ökonomischen Strukturen wurden durch Fischereiunternehmen und den Beginn der Holzindustrie etwas eher aufgebaut. Die aus Frankreich übernommenen Seigneurien dienten der Strukturierung kaum, anders als zwischen Montréal und Québec, wo sie eine gewisse Organisationsbasis abgaben. Da weder in Bezug auf schriftliche noch materielle Quellen von „Reichtum“ gesprochen werden kann, sind Schlüsse nicht einfach zu ziehen. Jedenfalls gab es lange Zeit nichts, was man Verdichtung nennen könnte. Vorrang besaß die Ausbeutung der Fisch- und Holzressourcen. Einzelne Hinweise lassen auf eine gewisse Brutalität im Konkurrenzkampf schließen, und zwar nicht nur zwischen Franzosen und Briten als Vertretern konkurrierender europäischer Kolonialmächte, sondern auch vor Ort in der konkreten Wirtschafts- und Lebenssituation.

Bauwerke aus der Zeit vor 1800 lassen sich an einer Hand abzählen. Nimmt man 100 Jahre als Messwert, sind es immer noch wenige

bauliche historische Zeugen. Mehr davon findet sich am Nordufer des St. Lorenz zwischen Montréal und Québec. Mittlerweile wird jedes historische Gebäude sorgsam gepflegt, Führungen finden in historischer europäischer Tracht (oder was dafür gehalten wird) statt.

Die geringe Besiedlungsdichte bis heute verschafft jedem historischen Artefakt eine relativ große Bedeutung, die für die Identitätsbildung Québecs intensiv genutzt wird. Wo die Geschichte nicht so verdichtet war wie in West- und Mitteleuropa, ist die historische Identitätsbildung scheinbar leichter. Die Zahl der historischen Figuren, die sich eignen, als „große Männer und Frauen“ interpretiert zu werden, ist überschaubar. Cartier, Champlain, Laval, Marguërite Bourgeois und weitere werden überall, wo sie ihren Fuß hingestellt haben, durch Tafeln oder Denkmäler erinnert. Immerhin wird nicht nur Geschichte großer Männer, sondern auch Geschichte großer Frauen verhandelt, viel Augenmerk wird auf die Geschichte des Alltags gelegt. In der Stadt Québec haben sich die ersten Siedler ein Denkmal mit Namensliste verdient, im Musée de l'Amérique française können die Besucher am Computer nach ihren europäischen Vorfahren suchen; in Montréal sind an jüngeren Gebäuden Bronzetafeln mit Inschriften angebracht, die an den Standort eines frühen Siedlerhauses und seine Bewohner/innen erinnern. Jede Stelle, wo etwas zuerst oder erstmals passierte, ist hervorgehoben. In Gaspé ist es die Stelle mit Cartiers Kreuz, die durch eine Nachbildung des Kreuzes, die Bronzestelen und das Museum als Ursprung herausgehoben wird. In der Stadt Québec übernehmen die Place Montmorency, die Place Royale, Gebäude und Vorplatz des Parlaments sowie das Fort diese Funktion. Museen mit historischer Ausrichtung gibt es überdurchschnittlich viele, die wenigen historischen Artefakte werden aufwendig in rekonstruierte und visualisierte Kontexte eingebettet. Audio- und Videoinstallationen gehören zur Regelausstattung. An historischen Gebäuden, Plätzen und Denkmälern stehen Informationstafeln, die den Ort erläutern und Abbildungen historischer Quellen zur Verfügung stellen. Der Umstand, dass das Gebiet der Provinz Québec niemals zur dichten Besiedlung und Durchdringung des Raumes einlud, mag im 18. Jahrhundert die Bedeutung der Kolonie so gering erscheinen lassen haben, dass die Anstrengungen gegen die letztlich

siegreichen britischen Militäraktionen bescheiden blieben. Aber auch den Briten gelang keine dichte Durchdringung, weil außer Fischfang, Holzwirtschaft und Landwirtschaft wenig Entwicklungsmöglichkeiten auszumachen gewesen waren. Die Attraktivität der Region hielt sich in Grenzen, was es der französischen Mehrheit erlaubte, sich sprachlich und kulturell gut zu behaupten. Die britische Herrschaft legte es allerdings nicht darauf an, die französisch-kulturelle Prägung auszuschalten. Trotz der Zuwanderung von Engländern, Schotten, Iren, Insulanern von Jersey und Guernsey und anderen Gruppen im Zuge der Flucht vor den Deportationen 1755 setzte sich in der Gaspésie Französisch als die Sprache aller durch; das Englische blieb eine Minderheitensprache. Während es bis heute dort Menschen gibt, die Französisch, aber kein Englisch sprechen, ist der Fall, dass jemand nur Englisch, aber kein Französisch spricht, praktisch inexistent. Vielfach sind Beschriftungen, besonders im Norden, nur in Französisch vorhanden.

Erstaunen mag der ungetrübt positive Bezug auf die französische Monarchie, insbesondere auf Ludwig XIV., erregen. Die eher unkritische Sicht des nach Québec verpflanzten französischen Seigneurialregimes ist auffällig, es ist aber einzuräumen, dass die Seigneurie in Québec weniger komplex und ausbeutungsorientiert gewesen war als in Frankreich selber und die Etablierung einer Basisstruktur förderte. Die *Fleurs de Lys* der französischen Könige im Wappen bzw. der 1948 eingeführte *Drapeau fleurdisé*, zumal mit weißem Kreuz für das Christentum, wäre für die französische Republik völlig undenkbar. Die *Fleurs de Lys* finden sich im Wappen von Québec oben, in der Mitte wird ein Leopard für die britische Herrschaft und im unteren Drittel drei Ahornblätter für Kanada geführt. Das Wappen wird von einer Bügelkrone mit *Fleurs de Lys* und Kreuzen gekrönt, darunter schwingt sich als Spruchband die Devise „Je me souviens“, die auch auf jedem Autonummernschild seit 1978 steht. Sie entspringt einem Einfall des Architekten des Parlamentsgebäudes in Québec-Stadt von 1885, der den Spruch an der Fassade anbringen ließ – wo er heute allerdings nicht mehr figuriert.

Da die französische Monarchie im 17. Jahrhundert, als sie begann, das Projekt einer Kolonie in Kanada ernsthafter zu verfolgen, keine Protestanten

in der Kolonie haben wollte, war diese so katholisch wie das Mutterland und unterschied sich dadurch von den englischen nordamerikanischen Siedlungen, die wesentlich durch Protestanten und Dissenters geprägt wurden. Bevor die Amtskirche eine echte Rolle spielte, waren es verschiedene, insbesondere Frauenorden wie die Ursulinen, die nicht nur für ein religiöses Leben sorgten, sondern ein Schul-, Kranken- und Hospizwesen aufbauten und dessen Funktionieren gewährleisteten. Mit der britischen Herrschaft kamen Anglikaner, Methodisten und andere Konfessionen ins Land, dessen ungeachtet wurde die katholische Kirche als Rückgrat einer französisch-kulturellen Identität im 20. Jahrhundert geradezu übermächtig. Da sie von Anfang an eine über rein religiöse Belange hinausgehende Rolle gespielt hatte, und sowohl ökonomische wie Infrastrukturprojekte von Geistlichen angestoßen, beharrlich verfolgt und erforderlichenfalls auch präsiert wurden, wirkte dies fast selbstverständlich.

Vom Wallfahrtsort Sainte Anne de Beaupré nach Süden über Québec bis nach Montréal wird der Raum durch Kirchen, Seminare und kirchliche Bildungsinstitutionen gestaltet und teilweise durch deren exponierte Lage und bauliche Größe dominiert. Oft ist es das schiere Ausmaß der Kirchen und Gebäude, die deren Bedeutung und die der Kirche ausdrückt – eine inzwischen mehr historische denn gegenwärtige Bedeutung. Der Oratoire Saint Joseph in Montréal am Mont Royal zeigt dies besonders prägnant und ist für die gesamte Provinz repräsentativ. Das gilt zudem für die Gaspésie. Normalerweise sind die Dächer aller kirchlichen Bauten und Türme silbergrau ausgeführt, was die Sichtbarkeit neben der Größe und Höhe nochmals verbessert.

In mancher Hinsicht ist Québec im historischen Sinn französischer als Frankreich, was zusammen mit den britischen und amerikanischen Einflüssen eine reizvolle Mischung ergibt. Montréal ist etwas multi-kultureller und amerikanischer als Québec, aber es ist nicht wirklich amerikanisiert. Auf namentliche Bezüge zu Europa trifft man allenthalben. In der Einkaufsgalerie des Centre commercial de Montréal an der Square Victoria (mit Denkmal für Queen Victoria) steht ein Beton-teil der Berliner Mauer, das 1992 nach Montréal verbracht worden ist, in der Mitte des hohen Hallenraumes hängt ein aus kleinen Lampen

gebildeter Kronleuchter, wie er in Wien für Interieurs typisch ist, aber z. B. auch als Weihnachtsdekoration am Graben aufgehängt wird; das Café Vienne fehlt nicht und drei Geschäfte führen „Europa“ im Namen. Dies ist ein willkürlich herausgegriffenes, aber repräsentatives Beispiel für konkrete inhaltliche und visuelle Bezüge auf Europa. Der Europabezug profitiert vom Frankreichbezug. Für nordamerikanische Verhältnisse sind die „Altstädte“ von Montréal und Québec sehr europäisch und unamerikanisch. Zu Québec-Stadt wird immer wieder, und zu Recht, hervorgehoben, dass es die einzige nordamerikanische Stadt mit Stadtmauern sei. Die Innenstadt von Québec rund um die Place Royale ist gewiss europäisch-pittoresk und so gesehen deutlich unamerikanisch, aber die farbig, zum Teil etwa intensiv rot angestrichenen Blechdächer sind unfranzösisch. Schon verzeichnet wurden oben die Imitationen des Petersdomes, aktuell sind es mehr die ostentativ teuren deutschen Luxusautos, die in Montréal und Québec-Stadt offenbar an die Stelle historischer religiöser Bezugssysteme getreten sind.

Wie Cartier, Champlain und viele andere vermag man sich im Jahre 2012 kaum der Faszination des St. Lorenz, der Natur und Kultur an seinen beiden Ufern entziehen. Am Südufer des St. Lorenz zieht an einem Septembertag Nebel her, die Sonne vermag ihn nicht zu durchdringen. Strand, Wasser, Steine verlieren ihre Konturen und verschwimmen im Nebel in eins. Die Robben verschmelzen mit ihrer Umgebung ebenso vollständig, dass sie erst gar nicht auszumachen sind, würden sie sich nicht durch ihr Bellen und Platschen und Plantschen bei ihren Streitereien um die besten Liegefelsen verraten. Es ist Mittagszeit und es wird geruht. Wir stehen fast eine Stunde still auf einem Felsen nicht unweit vom Wasser und scheinen die Tiere ob unserer Säulenhaftigkeit nicht zu stören. Gelegentlich wird der Nebel schwächer und es hellt auf; dann kommt er wieder. Das Auge hat sich an die dämmerige Stimmung mitten am Tag gewöhnt und kann nun die vielen Gelb-, Braun-, Grün-, Orange-, Weiß- und Rottöne, die nur gedämpft auftreten, voneinander unterscheiden. Es ist wie eine Metapher auf die Provinz und ihre Geschichte, ein gedämpftes Frankreich, ein gedämpftes Europa, etwas Eigenes – Québec eben.





PETER CICHON,  
MICHAEL MITTERAUER (HG.)

**EUROPASPRACHEN**

STUDIEN ZU POLITIK UND VERWALTUNG,  
BAND 103

Sprachenvielfalt gilt in der EU als „Fundament des europäischen Gedankens und des gemeinsamen europäischen Erbes“. Die Dominanz einer Sprache wird daher entschieden abgelehnt. Zugleich gab es zu allen Zeiten Faktoren, die zur überregionalen Verbreitung einzelner Sprachen geführt haben und heute weiterhin dazu führen. Man denke an Religion, Handel, Wissenschaft und Kunst, an Arbeitsmigration, aber auch an die machtpolitische Ausweitung des Geltungsbereichs einzelner Sprachen. Solchen Faktoren wird im Sammelband „Europasprachen“ für Vergangenheit und Gegenwart nachgegangen. Er behandelt Latein, Spanisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, Englisch sowie Arabisch und Türkisch. Für die Sprachwissenschaft ebenso wie für die Geschichtswissenschaft ist dies ein neues und zukunftsweisendes Thema.

2011. 166 S. BR. MIT SU. 155 X 235 MM. | ISBN 978-3-205-78608-5



WOLFRAM KAISER,  
STEFAN KRANKENHAGEN,  
KERSTIN POEHLIS

**EUROPA AUSSTELLEN**

DAS MUSEUM ALS PRAXISFELD  
DER EUROPÄISIERUNG

Museen verhandeln Vergangenheit und Zukunft. Immer häufiger thematisieren sie dabei Europa und die Europäische Union. Zugleich entdecken europäische Institutionen das Museum als Instrument kultureller Integration. Europäisierung als kulturelle Praxis des europäisch Machens wirft neue Fragen auf: Wer prägt diese Praxis? Wie kann Europa gesammelt werden? Welche Geschichte(n) Europas lassen sich erzählen? Wie werden dessen Grenzen in Museen und Ausstellungen thematisiert? Welche Wechselbeziehungen bestehen übergreifend zwischen Europäisierung und Musealisierung? Europa ausstellen gibt hierauf wegweisende Antworten für Wissenschaftler, Museumspraktiker und interessierte Laien.

2012. 278 S. 16 FARB. ABB. GB. 155 X 230 MM.  
ISBN 978-3-412-20888-2

Die Reisetagebücher Wolfgang Schmales vermitteln ein umfassendes  
Verständnis europäischer Geschichte von der Antike bis heute.

Selbst fernab europäischer Kernländer stellt sich für den Autor das



Gefühl ein, in einer ausgedehnten  
Heimat namens Europa unterwegs  
zu sein.



ISBN 978-3-205-79474-5 | [WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM](http://WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM)